

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Michael Lentz**  
**Schattenfroh**  
Ein Requiem

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

S. FISCHER





SCHA

MICHAEL  
LENTZ

TTEN

SCHATTEN  
FROH

EIN  
REQUIEM

FORN

S. FISCHER

Die Arbeit des Autors am vorliegenden Buch  
wurde vom Deutschen Literaturfonds e. V. gefördert.  
Die Geheimschriften auf den Seiten 162, 163, 164, 831, 835  
wurden von Valeri Scherstjanoi nachgezeichnet.  
Die Skribentismen auf den Seiten 562, 836, 994 stammen von Valeri Scherstjanoi selbst.  
Die Handschriften auf den Seiten 61–136, 206–207 stammen vom Autor.  
Das Stadtwappen auf Seite 169 ist eine Montage von Valeri Scherstjanoi.



Erschienen bei S. FISCHER

© 2018 S. Fischer Verlag GmbH,  
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Umschlaggestaltung: KOSMOS, Visuelle Kommunikation, Münster  
Satz: Katja von Ruville, Frankfurt am Main  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-10-043938-3

»Siehe, die Stimme meines Geliebten klopft in meinem Munde,  
und die Leier beginnt, von selbst zu klingen.«

(Josef Karo, Maggid Mejscharim)

»Es kam mir so vor, als säße eine Stimme auf meiner Zunge,  
die rasend schnell über einhundert Mal wiederholte:

›Was soll ich sagen, was soll ich sagen?‹«

(Chayim Vital, Sefer ha-chezyonot)



Man nennt es schreiben. Ich habe kein Papier, keinen Stift, keine Schreibmaschine, keinen Computer. Ich schreibe in mein Gehirnwasser. Ich soll schreiben, dass ich freiwillig hier bin. Also schreibe ich: Ich bin freiwillig hier. Und da ich freiwillig hier sei, habe ich mich freiwillig den Zwängen dieser Gesellschaft unterworfen. Ich schreibe: Da ich freiwillig hier bin, unterwerfe ich mich freiwillig den Zwängen dieser Gesellschaft. Die Gesellschaft verlangt Unterhaltung. Mein Auftrag ist es, alles von Anfang an aufzuschreiben. Ich habe gesagt, das geht nicht. Ich wisse nicht, wann Anfang sei, und ich wisse nicht, was alles sei. Da veränderten sie etwas. Ich musste währenddessen ganz still sitzen, klackende Geräusche und stimmenähnliches Rumoren waren zu hören wie in der Schnitte schreibenden Röhre, deren faszinierende Bilder ich mich nie anzuschauen traute, könnten sie mich doch mit unabänderlichen Wahrheiten im Inneren meines Körpers konfrontieren, die keine Grenzziehung zwischen lebensbedrohlich und todbringend mehr zu ziehen erlauben. »Weiter geht's« und »Wie lange noch«, sagte das Rumoren in endloser Folge.

Der Anfang laute »Jetzt passiert's«. Es hat also angefangen. Ich bin seit einigen Tagen hier. Geschlafen habe ich nicht, allerdings bin ich auch nicht müde. Die Dunkelheit des nach außen hin abgeschotteten Raumes macht es unmöglich, zwischen Tag und Nacht zu unterscheiden. Abgeschottet. Was es doch für komische Wörter gibt.

Ich sitze mit Gesichtsmaske und einer Art Brille in einer Dunkel-



kammer. Auf dem Kopf trage ich einen Hut, den eine Vogelschwinge ziert. Ich habe keine Zunge. Ich kann sie zumindest nicht bewegen. Verkürzungen sind keine guten Voraussetzungen für die lange Reise, die mir bevorsteht. Ich heiße nicht Johannes und nicht Emmeram, ich heiße Niemand. Das hat Schattenfroh gesagt. Ich solle sein und werden ein wolredent niemand, hat er gesagt. Mein Auftrag laute: »Niemand erkennt sich selbst.«

Niemand sei ich, hat Schattenfroh gesagt. Wenn dich jemand fragen sollte, sage, du seist Der Niemand. Ich könne darüber beruhigt sein, dass der Unterschied von mir den anderen gegenüber, denen ich ja nicht *wirklich* begegne, kein Unterschied mehr sei, der auszugleichen wäre, sei es, dass die anderen mir voraus seien und mich aus Sorge um den Verlust dieser Vorrangigkeit niederhielten, sei es, dass die anderen hinter mir zurückgeblieben und nun darum bemüht seien, mir gegenüber aufzuholen, welche Verhältnismäßigkeit im Übrigen auch von meinem Dasein den anderen gegenüber zu denken sei; da ich Niemand sei, hat Schattenfroh gesagt, sei dieser Unterschied nicht in Anschlag zu bringen, vielmehr träfe auf mich wie auf niemanden sonst zu, was Marie Dinggeehrt, die auch unter den Pseudonymen Hagen Miterdiger, Ingrid Gemaether, Ingrid Regethema, Ingrid Regemaecht, Dieter Im Hergang, Gerhard Teigmein, Martin Herdgeige und Gerhard Eigenmit Popularität erlangt hätte, vorbildlich über den Subjektcharakter des eigenen Daseins, das im Falle des Niemand keins mehr sei, formuliert habe: Nicht es selbst ist, die anderen haben ihm das Sein abgenommen. Das Belieben der anderen verfügt über die alltäglichen Seinsmöglichkeiten des Daseins. Nemo, ein schlechtes Omen.

Vielleicht ist mir die Zunge aus dem Mund gefallen, etwas hatte sich mit Widerhaken in ihrem Grund verbissen und saugte beständig aus der Zungenarterie, liegt nun anstelle der Zunge auf ihrem Grund, plappert und würde gern mitfressen, was ihm oder ihr serviert wird, es gibt aber nichts, ich habe seit Tagen nichts gegessen. Anscheinend mangelt es diesem Etwas an nichts, so munter ist es, es saugt vielleicht weiter Blut

und trinkt meinen Speichel, der merklich weniger geworden ist, oder es lebt nicht von dem, was es in meinem Mund vorfindet, sondern von jedem Wort, das durch meinen Mund hindurchgeht. Ich habe den Verdacht, dass dieses Etwas, das ich hiermit Assel nenne, als meine Zunge spricht. Ich spreche nicht.

Schattenfroh wird eine Antwort auf die Frage haben, warum ich mich vor meiner Stimme ängstige, die ein Tier ist, das aus mir herausspringt, ein Chamäleon, das sich immer neu erfindet, und so weit seine Zunge reicht, ist mir meine Stimme fremd, meine Stimme hallt in der Leere wider, die ich so gerne als Körper sähe, das Tier ist der Wurm in mir, der nicht stirbt, und das falsche Feuer, das nicht erlischt.

Die Gesichtsmaske soll meinen Kopf warm halten. Was die Brille betrifft, so ahne ich nur, dass es eine Brille ist, dieses Kästchen vor meinen Augen, das in einem Moment so gar kein Gewicht zu haben scheint, im nächsten Moment aber den Kopf schwer hinabsinken lässt. Rechts und links sind Linsen in das Kästchen eingebracht. Sie befinden sich ganz dicht vor den Augen und sind von einer Korona umgeben, die ein wenig Helligkeit abstrahlt. Es schreibt. Ich bin ein Prestidigitateur, ein Tachygraph, ein Schnellfingerer, ich schreibe aber nicht wirklich, vielmehr denke, sehe und höre ich nur, wenn auch, wie soeben, höchst eingeschränkt. Mein Centroscriptorium wird ferngelenkt, desgleichen meine Hände. Die Finger bewegen sich, ohne dass ich über sie Kontrolle hätte. Mal scheint die rechte Hand zu schreiben, als halte sie einen Stift oder eine Feder, scharrende, kreiselnde Bewegungen vollziehen sich, dann wieder sind beide Hände beteiligt, als schrieben sie auf einer Tastatur oder malten in die Luft. Die Bewegungen korrespondieren mit dem, was ich sehe, denke und höre, sagt Schattenfroh. Noch sehe ich nichts, und ich weiß nicht, ob man das Denken nennen kann. Es ist ein nervöses Zucken, ich habe das Gefühl, dass jemand meine Gedanken, Bilder und alles, was ich höre, abgreift, kaum dass ich etwas gedacht, gesehen und gehört habe, ein Austausch zwischen mir und dem anderen findet nicht statt.

Mein Schreiben muss eine Projektion der Gehirnwasserschrift sein. Denn ist das Gehirnwasser nicht die Seele? Ich habe im Kopf nachgeblättert: Liquor cerebrospinalis. Das immerhin kann ich, im Kopf nach Wörtern suchen. Die Sache selbst ist die Schrift, und alles spricht nur sich selbst aus. Und es gibt so viele Sachen, aber kein Jenseits der Sprache. Was hier vor sich geht, erkläre ich mir so: Die Gehirnwasserschrift wird auf meine Hände projiziert, von denen Schattenfroh, als gäben die Hände Befehle, das von mir Gedachte und Gesehene in Form eines Buches ablesen lässt, oder es findet über die Brille eine Fernübertragung des Gedachten Gehörten Gesehenen an einen Apparat statt, der alles aufschreibt, und die schnellen Bewegungen meiner Finger sind nichts als ein Atavismus. Warum aber aufschreiben? Warum nicht überall ausstrahlen?

Während ich schreibe, mit Schrift, male das andere Ende die schönsten Luftgemälde. Die Wahrheit, wie auch immer aufgeschrieben, sähe sich stets mit den Figuren konfrontiert, die das andere produziere, das ich ebenso wenig kontrollieren könne, sagt Schattenfroh. Das Gemälde indes bliebe mir selbst verborgen. Er aber, Schattenfroh, könne es sehen.

Ich scheine keine eigenen Gedanken mehr zu haben. Ich erinnere mich, Sprechen ist nur die Bewegung von Luft, ähnlich wie hindurchströmende Luft manchen Dachträger eines Autos sehr schön zum Singen bringt, was sie aber natürlich nicht weiß. Ich muss sprechen, solange die Luft durch die Stimmritzen hindurchfährt.

Mich sähe man bloß die Hände rühren, die solcherlei Dinge aufschreiben – ein Gedanke, der mir wahrscheinlich ebenfalls eingeredet wird. Auf einer Reklamemarke von 1910 der Konditoreiwarenfirma Leonhard Taichmann sieht man einen dümmlich grinsenden Braunschopf im schulpflichtigen Kindesalter, dem mittels Trichter, man weiß nicht genau, was, Torten oder Pralines wohl kaum, direkt in den Kopf gegossen werden. Das flache Emblem wird mit der Sentenz gekrönt: »Fehlt dir's an Weisheit in manchen Dingen / Lass dir von Nürnberg den Trichter bringen.« Die Weisheit besteht wohl einzig darin, bei

Taichmann kaufen zu gehen. O Harsdörffer, träufelst du doch mit deinem Trichter das poetische Fluidum über die Tage verteilt in Stunden-dosis ein. Träufeln. Machen, dass es immer wieder trieft, troufen, tröufen. Kopfüber auf ein nach hinten gekipptes Bett oder Brett gebunden sein. Mein Gedächtnis trieft. Ich frage mich, ob es irgendwann ausgetropft ist. Ob dieses Aufschreiben, das hier mit unsichtbarer Feder vonstattengeht, eines Tages meine Seele ganz transferiert hat, ob dann mein Gedächtnis leer ist. Es bleibt so immerhin die reine Anschauung.

Nicht nur, dass ich nicht verhindern kann, dass man mich beobachtet, wie man für gewöhnlich jemanden in einem Kaufhaus, wenn er eilig geht, oder in der Kirche, wenn er sitzt und in sich gekehrt ist, beobachtet, ich kann auch nicht verhindern, dass man meine Gedanken mitverfolgt und auf alle Daten in meinem Gehirn zugreift, die man für interessant genug hält, sie zu verwerten, bloßzustellen. Gehirnentführung. An den Hirnschnittstellen wird das Gehirn ausgelesen.

Welcher Art die Korrespondenz ist, ob die Schreibbewegungen Bilder hervorrufen oder umgekehrt diese die Schreibbewegungen hervorbringen oder ob Schreiben, Hören, Sehen und die Ereignisse gleichzeitig entstehen, entzieht sich bislang meiner Kenntnis. Wer das Aufschreiben tatsächlich besorgt, weiß ich nicht mit Sicherheit zu sagen. Ich denke nicht, dass es von Wesen besorgt wird, denen, auf entfernten Weltkörpern sitzend, nach Art der flüchtig hingemachten Männer menschliche Gestalt gegeben ist, wie es im Buche Daniel geschrieben steht. Es wird Schattenfroh sein, er hat mich hergelockt mit seinen Zahlenspielen, seiner überall in der Stadt mit weißer oder roter Farbe hingepinselten 6, der ich zunächst nur ziellos, schlendernd gefolgt bin, bis ich nach etwa einem Jahr das System dahinter erkannte – das Vorkommen der 6 im Stadtplan fügte sich zur 666, in der mittleren 6 befinde ich mich jetzt – und schließlich auf vergrößerten Fotografien Botschaften in den 6en entdeckte:

»Schattenfroh war hier!«

»Die Zunge ist ein unstetes Übel.«

»Die Zunge wird von der Gehenna entzündet.«

»Die Zunge ist selbst ein Feuer.«

»Die Zunge ist die Welt der Ungerechtigkeit.«

»Die Zunge befleckt den ganzen Leib.«

»Imagination ist teuflisch, עֵרָה רָצִי, yetzer hara.«

»Komm in die Gehenna 666, löse deine Zunge.«

Ich bin hier in der Wer-ruft-da-lesen-Allee 666, auch bekannt unter den Adressen Erde-als-Entwurf-Allee 666 und Gehenna 666 und sitze in einer Camera silens. Ich sitze auf einem Thron. Schattenfroh sagte, der Thron sehe aus wie Eiskristalle, seine Räder wie die leuchtende Sonne, und unterhalb des Throns kämen Ströme flammenden Feuers hervor, der Thron aber brennt nicht, die Räder leuchten nicht, keine Ströme flammenden Feuers sind zu sehen, dieser Thron muss eine Fälschung sein.

Hier werde mit Feuer gesalzen, sagt Schattenfroh, der Wurm werde nicht sterben und das Feuer nicht erlöschen.

Schattenfroh, das ist der große andere, der stets seine Gestalt wechselt, das sind die sich selbst aufschreibenden Vorgänge. Schattenfroh sagt immer zwei Sätze: »Es gibt keinen Schattenfroh außer Schattenfroh – und du bist sein Prophet« und »Ein kleiner Irrtum am Anfang ist ein sehr großer Irrtum am Ende.« Ich höre diese beiden Sätze immer im Hintergrund. Ich gehe davon aus, dass sie immer da sind, zuweilen aber, wenn ich genau hinhöre, jetzt zum Beispiel, höre ich nur »Ein kleiner Irrtum am Anfang ist ein sehr großer Irrtum am Ende.« Schattenfroh ist in meinem Kopf. Seit Wochen. Das heißt, er wohnt in meinem Kopf, und er erscheint mir, seitdem ich hier bin, in meiner Dunkelkammer. Ich höre ihn räumlich jeweils anders, sehen kann ich ihn nicht. Erfüllt er mich ganz, wenn er, gestaltlos in meinem Kopf, in mir die Vorstellung erregt, wenigstens er könnte unsterblich sein, höre ich ihn vom Scheitel bis zu den Füßen, und dieses Hören umhüllt jeden anderen Sinnesindruck und macht den Körper stark; Schattenfroh ist ein dictator, er führt mir die Feder, die ich nicht habe; umschwirrt er mich, rasselt er,

ein tierhaftes Kapuzenmännlein, so stelle ich ihn mir vor, das aus Fliege, Heuschrecke, Gecko und Menschenkopf zusammengesetzt ist, mit seinen viel zu großen Flügeln, und dieses Rasseln grundiert seine Fistelstimme auf eine Weise, dass ich ihn, ganz eingenommen von diesem Geräusch, immer nur bruchstückhaft wahrnehme.

Er werde gleich wieder für mich da sein, hat er vorhin gesagt, bis dahin solle ich das hier schreiben. Ist es nicht rührend, wie er wider besseres Wissen mein sogenanntes Schreiben betont? Der im Kopf ist mir lieber, was soll ich von dieser Kompositfigur halten, die mit lähmender Fürsorglichkeit um sich spritzt, bevor sie ihr Opfer frisst. Ich warte nicht auf ihn. Er wird so wiederkommen, wie ich ihn mir vorstelle.

Auch in meinem Kopf bin ich kein freier Mensch. Mit dieser Art Brille würde ich eine unvorstellbare Freiheit erleben, hat Schattenfroh versprochen. Ich sähe durch sie nach innen. Wo auch immer das ist. Schattenfroh sagte, innen sähe ich die ganze Welt der Furchtbringenden Gesellschaft, deren Mitglied ich ja nun durch meinen freien Entschluss, verhört zu werden, für immer geworden sei. Zeitweise wünsche ich tatsächlich nichts sehnlicher, als verhört zu werden, ein Drang, der aus einer gewissen Neigung, mich selbst zu quälen, und meiner katholischen Unterwürfigkeit resultiert, die sich umso deutlicher zeigt, als sich in mir die Überzeugung verfestigt, dem Katholizismus vollständig entsagt zu haben. Von Schuldgefühlen geplagt, möchte ich, dass Gott mich verhört und immer auf den Prüfstand stellt. Und Gott bot sich an, mich zu verhören. Allerdings wusste ich nichts von einer Furchtbringenden Gesellschaft, ich wollte auch nirgendwo Mitglied werden, und lebenslänglich sollte sich die Sache auch nicht gestalten. Auf meine Frage, wie viele Mitglieder die Gesellschaft denn habe, hat er bloß geantwortet, mein Auftrag sei es zunächst, die Gründungsschrift zu verfassen, denn erst mit mir sei die Gesellschaft in die Existenz getreten und wolle sich nun rasch vergrößern. Sollte ich das merkwürdige Kästchen, das über meinen Augen angebracht ist, berühren, sei ich auf der Stelle tot, hat Schattenfroh gesagt. Dann nämlich würden sich die Bänder, mit denen es auf

dem Kopf gehalten wird, zusammenziehen und meinen Schädel sprengen. Beim Wort »sprengen« sagte der äußere Schattenfroh, »sprengen, genau, das Kästchen wird dich in die Luft sprengen«. In der Tat verspüre ich einen Zwang, das Kästchen zu berühren, und muss alle Energie aufbringen, diesem Zwang zu widerstehen. Bewege ich den Kopf, erhalte ich einen Stromstoß, der jedes Mal stärker wird. Auch wieder so eine schlimme Versuchung. Die Kopfbewegungen lassen mich vermuten, dass sich in dem Kästchen Papier befindet, vielleicht ineinander gerollte Streifen, die, ein Röllchen in je einer Kammer, gegen die Wände des Kästchens geschleudert werden, auch macht das Kästchen permanent Geräusche, die darauf schließen lassen, dass Schrift vor sich geht.

Wenn meine Augen endgültig eingestellt seien, könnten sie mit Hilfe des Kästchens unabhängig voneinander sehen, versprach Schattenfroh. Bislang allerdings sehe ich nur das, was Augen in völliger Dunkelheit zu sehen vermögen, und man weiß dann nicht immer zu sagen, ob die Schlieren, Lichtpunkte und wandernden Konturen, die man in dieser Dunkelheit ab und an wahrzunehmen vermeint, von kaum zu ortenden Lichtquellen herrühren oder bloße Phantome der Augen selbst sind, die sich nicht damit abfinden können, dass ihnen nichts Wahrnehmbares angeboten wird. Es werden nachflackernde Nervenimpulse sein, die noch zwischen Sehrinde und Kniehöcker pulsieren.

Wunderbar erfasse ich jetzt meine im Augenhintergrund schwimmenden Himmelskörper. Erlischt die Aureole der Linsen, was sie in regelmäßigen Abständen tut, bleibt vom Blick auf den Augenhintergrund ein Nachbild, dessen langsames Verblässen ich mehr und mehr genieße. Es ist wie Stuhl zurückhalten, bis er von alleine hinausdrängt. Ich bin zufrieden damit, wenigstens die Sprache noch zu haben, sie lässt mich alles sehen, und die Sprache sagt mir, ich solle die Himmelskörper meines Inneren »Absehe« nennen. Absehe. Mit ihr sehe ich ab, von und etwas. Ich sehe von mir ab, indem ich in meinem Inneren etwas sehe. Da sehe ich mich wieder. Ich zweifle manchmal, dass es mein Inneres ist. Der Blick durch das Kästchen, von Brille kann eigentlich nicht die Rede

sein, war zunächst ein Blick nach außen, den mich Schattenfroh tun ließ, da fehlte dem Kästchen noch die Rückwand, ich sollte mir meine Umgebung gut anschauen, sagte er, damit ich sie nicht vergesse. Es soll Leute geben, die einem inneren Zwang ausgesetzt sind, ungeschützt in die Sonne zu schauen, obwohl jeder weiß, dass die Intensität der Sonne jedes Auge, das sich ihr unmittelbar aussetzt, in kurzer Zeit zerstören würde. Das Auge ist eine Lupe, Hornhaut und Bindehaut würden verbrennen, die Netzhaut wäre zerstört, die Folge wäre Erblindung. Anders verhält es sich, wenn das Auge die Sonne ist und nach innen und außen strahlt. Letzteres konnte ich aber nicht annehmen, als ich in meine Umgebung starrte, die nur Licht war, und ich habe mir meine Umgebung gut angeschaut, tagelang, Wochen vielleicht, durch immer kleinere Öffnungen zwängte sich mein Blick, und immer stärker wurde das Licht, eine beißende punktförmige Sonne zuletzt, der sich meine Augen ausgesetzt sahen, bis ich außen nichts mehr gesehen habe, mir auch bei geschlossenen Augen eine starke Lichtscheu blieb und derart starke Kopfschmerzen zusetzten, dass ich selbst das Denken unterbinden musste, weil ich keinen Gedanken mehr zu Ende denken konnte, immer wieder nahm ich ihn da auf, wo er mir vermeintlich abhandengekommen war, fortgesetztes Denken verursachte an verschiedenen Körperstellen zu lokalisierende Schmerzattacken, der Schmerz wanderte, bis ich ihn schließlich vor meinem Körper wahrzunehmen meinte, dann endlich wurde die Rückwand eingefügt, und ich verharrte stundenlang in Dunkelheit, wobei die genannten Unannehmlichkeiten allesamt nachließen, was in mir ein Dankbarkeitsgefühl auslöste, wie ich es in meinem bisherigen Leben so noch nicht erlebt hatte, und als ich mir vergegenwärtigte, allein dem Peiniger für die Unterbrechung der Pein dankbar zu sein, von Unterlassung derselben konnte und kann keine Rede sein, schon gar nicht auf längere Sicht, müsste sich eine solche doch erst über einen Zeitraum erweisen, der noch nicht abzusehen ist, was zeigt, dass die Augen in nicht geringem Maße für unser Zeitgefühl zuständig sind, schämte ich mich zutiefst. Alles in allem richte ich mich darauf ein, in



absehbarer Zeit entweder durch dieses Kästchen erneut geblendet zu werden, was mich insoweit beruhigen würde, als damit erwiesen wäre, dass ich nicht erblindet bin, oder einer so undurchdringlichen Dunkelheit ausgesetzt zu sein, dass die Augen alle Körperenergie in sich bündeln und als Licht nach außen strahlen.

Die Sehschärfe meiner Augen ist sehr unterschiedlich; ist die Hand mehr als zehn Zentimeter von meinem linken Auge entfernt, sehe ich sie nicht mehr scharf, mit dem rechten Auge hatte ich nie Probleme, bis bei ihm vor kurzem der umgekehrte Effekt eintrat, seitdem sehe ich Gegenstände erst scharf, wenn sie mehr als die Länge eines großen Lineals vom Gesicht entfernt sind. Eine zufriedenstellende Lösung für meine Augen kann es nur mit asphärischen Linsen geben, die von stufenartig angeordneten Ringzonen umgeben sind und eine bessere Lichtausbeute erlauben. Momentan sehe ich, nach dieser langen Dunkelphase, Doppel- und Dreifachbilder. Man hat also mit der Feinjustierung der Augen begonnen. Ich sehe sie auch, wenn ich die Augen geschlossen halte. Links stehe ich gerade kopf, rechts versucht mein Vater, meine linke Schuhsohle zu berühren, jetzt hüpf er, wird plötzlich ganz dick, wackelt mit den Beinen, dann schmilzt er und entschwindet aus dem Bild. Die Bilder links und rechts werden zusammengeknüllt wie Papier. Es ist wieder dunkel. Jetzt ist links ein Tisch zu erkennen, rechts komme ich ins Bild. Dunkel, wieder hell. Ich sitze am Tisch, die Tischplatte ist ganz mit Schriftgewächsen bedeckt. Schattenfroh meinte, ich sei privilegiert, könnte ich doch, wären meine Augen erst einmal angepasst, zu jeder Zeit an jedem Ort sein und aus diesem wieder verschwinden, wann es mir beliebte. Ich würde sehen, was er damit meine. Bodenhaftung sei in der flüchtigen Gesellschaft verlorengegangen, sie sei sogar schädlich, biete sie doch ein festes Ziel; Ortsfestigkeit in einem nicht einseharen und abhörsicheren Areal gewähre die Furchtbringende Gesellschaft, hier könne ich eine Reise überallhin tun, das Imaginäre sei der sicherste Ort, eines Tages jedoch werde er der unsicherste sein, bevor dies so sein werde, müsse er leergefischt sein, hier werde ich ab sofort für immer

bleiben, hat er mir gesagt, und auch wenn ich anderswo wäre, ich würde immer nur anderswo im Hier sein.

Ohne dass ich über die Schärfe der Bilder Auskunft gäbe oder sonstige Angaben machen könnte, werden die Linsen an meine Augen angepasst. Bleiben die Augen leer, lassen die entgegengesetzten Sichtkorrekturen jede Ader, die ich im Augenhintergrund sehe, und jedes Staubkörnchen, das im Augenwasser schwimmt, plastisch im Raum schweben, zudem habe ich das Gefühl, es seien nicht nur Augen im Schädel vorhanden, sondern auch im Gehirn, die miteinander um die Erfassung des Gegenstandes konkurrieren, keines der Augenpaare kann aber den Wettbewerb für sich entscheiden, und so werde ich mich wohl an dieses Schweben gewöhnen müssen.

[...]